Berlin J Soziol (2011) 21:465–468
DOI 10.1007/s11609-011-0174-8

EDITORIAL

BERLINER JOURNAL FÜR SOZIOLOGIE

Editorial

Seit einiger Zeit befindet sich Europa in einer Krise mit enigmatischen Zügen. Zwar scheint es einen Konsens zu geben, dass es sich um eine tiefe und anhaltende Krise handelt, wie die Vergleiche mit der Großen Depression in den späten 1920er Jahren indizieren. Zudem lässt sich ihre Natur als „Finanzkrise" auch kaum leugnen. Aber über ihren genauen *Charakter* gehen die Diagnosen und Meinungen weit auseinander: Handelt es sich um eine Eurokrise oder eine Krise des Euroraumes? Sprechen wir also von einer Währungskrise oder einer politischen Krise der europäischen Institutionen? Befindet sich die Europäische Union in einer Krise oder sind es nur ihre siebzehn währungsvergemeinschafteten Länder? Oder zeigt der konzertierte Angriff auf den Euroraum nur eine Strukturkrise an, die seit 2008 in den USA einsetzte und sich jetzt über weitere westliche Wirtschaftsnationen ausweitet? Spiegelt sich in den wechselnden Krisenszenarien in stets kürzeren Abständen die Unhaltbarkeit eines Finanzmarktkapitalismus wider, in dem im Jahr 2010 955 Billionen Dollar an Devisentransaktionen 68 Billionen Dollar an globalem Weltinlandsprodukt gegenüberstehen? Welche Folgen hat ein solches Missverhältnis zwischen virtuellem und realem Kapital? Frisst das Buchkapital jetzt das Realkapital mit der Folge rasch zunehmender Verschuldung von Staaten und Haushalten zugunsten der Reichen dieser Welt, wie die enorme Spreizung der Vermögen illustriert? Währungskrise, EU-Krise, Strukturkrise, Systemkrise? Fragen über Fragen.

Die Soziologie, die einst als (Anti-)Krisenwissenschaft ins Leben getreten ist, hat gerade erst begonnen, sich Fragen dieser Art erneut zuzuwenden. Ihre Gründerväter hatten noch allesamt in der einen oder anderen Weise Anleihen bei der Politischen Ökonomie gemacht, um ihre eigenen soziologischen Analysen und Zeitdiagnosen anzufertigen. Karl Marx studierte Adam Smith und David Ricardo, um die endemische Krisenhaftigkeit des Kapitalismus zu charakterisieren. Georg Simmel entwickelte eine Philosophie des Geldes, um zu erklären, was es heißt, in einer durch und durch kommerzialisierten Gesellschaft und Kultur zu leben. Max Weber studierte Wirtschaft und Gesellschaft, entwarf eine Wirtschaftsgeschichte, um den Kapitalismus als schicksalsvollste Macht des modernen Lebens im okzidentalen Rationalismus zu entlarven. Heute hingegen – sieht man einmal von einer Reihe neuer Zeitdiagnosen ab – hat die Soziologie die Wirtschaft weitgehend der Ökonomie als Disziplin überlassen, und die meisten Bindestrichsoziologien, mit der Ausnahme von Arbeits-, Berufs- und Industriesoziologie, sind regelrecht wirtschaftsfern. Auch die sogenannte neue Wirtschaftssoziologie hat bislang, trotz einer gewissen Sensibilität für die Notwendigkeit, Krisendiagnosen zu formulieren, noch nicht zu einer solchen gefunden. Dies mag damit zusammenhängen, dass eine soziologische

© VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011

source: https://doi.org/10.48350/9307 | downloaded: 28.4.2024

Fundierung wirtschaftlicher Prozesse, nach Jahrzehnten des weitgehenden Desinteresses an der Wirtschaft, sich zunächst als Frage der Findung eines neuen Paradigmas (wie etwa des Einbettungstheorems) und erst dann als Notwendigkeit einer gezielten Krisendiagnose darstellt. Ähnliches gilt für die seit einigen Jahren erblühenden *Social Studies of Finance*, die instruktive Einblicke in die zum Teil bizarr anmutende Welt der Finanzexpertokratie vermitteln, aber ebenfalls in weiten Teilen noch mit der Etablierung analytischer Paradigmen befasst sind. So bleibt das Defizit einer soziologisch fundierten Diagnose, die dem globalen und dem systemischen Ausmaß der gegenwärtigen Krise angemessen wäre.

Wie lässt sich die gegenwärtige Logik und Dynamik des globalen Finanzmarktregimes beschreiben und erklären? Welche Ansätze und Analysen könnte eine Soziologie in erster Annäherung zur Krisenanalyse anbieten? Das vorliegende Heft stellt einen ersten, bescheidenen Versuch dar, eine soziologische Sprache zu entwickeln, welche die Logik und Dynamik der Finanzmärkte zu charakterisieren erlaubt.

Die Frage nach „Sinnformen an Finanzmärkten" steht im Mittelpunkt der Beiträge zum Schwerpunktthema. Sie ist derzeit aus verschiedenen Gründen hochaktuell. Erstens erweist sich die andauernde Finanzmarktkrise zunehmend als eine „Sinnkrise", in der liebgewonnene Wahrheiten zu bröckeln beginnen – etwa die, dass europäische Staatsanleihen zu den „Betonpapieren" gehören und Staaten nicht Pleite gehen können. Zweitens gewinnt die neu entstandene Finanzmarktsoziologie (oder *Social Studies of Finance*) einen nicht geringen Teil ihres gegenwärtigen Momentums aus der Aufdeckung von Sinnstrukturen gerade dort, wo die Ökonomie die „black box" des Preismechanismus postulierte. Drittens schwillt ein kritischer Diskurs an, der das Übergreifen finanzmarktlicher Sinnelemente auf den Rest von Wirtschaft und Gesellschaft anprangert, in dem verschiedenste Argumente anzutreffen sind, was hier eigentlich entfesselt wird – ein Profitmaximierungsprinzip, eine besonders flüchtige Warennatur, ein Prinzip der Wertbestimmung von Unternehmen oder neue Formen von Subjektivierung und Sozialität? Die vier Beiträge zum Schwerpunktthema des Heftes bilden je spezifische Einstiegsorte in die Frage nach Sinnformen an Finanzmärkten. Ihre zentrale Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie sich mit sozialen Mechanismen des Marktes, der Preisbildung und der Wertbestimmung auseinandersetzen.

Ausgangspunkt des Beitrages von Stefanie Hiß und Akos Rona-Tas ist die finanzsoziologische Frage, wie Preise entstehen. Während die wirtschaftswissenschaftliche Preistheorie davon ausgeht, dass Preise das Ergebnis von Angebot und Nachfrage sind, plädiert die wirtschaftssoziologische Perspektive für eine andere Sichtweise, die soziale Dimensionen berücksichtigt: Preise resultieren aus der Einbettung von Markttransaktionen in Netzwerke, Institutionen oder kulturelle Deutungsmuster. Als Untersuchungsgegenstand fungiert ein ganz spezifischer Markt: der für Ratingurteile strukturierter Finanzprodukte. Analysiert wird, wie Werte zu Preisen transformiert werden und welche sozialen Faktoren dabei hineinspielen können. Durch den Einsatz kalkulativer Praktiken wird „Kreditwürdigkeit" in ein ganz spezifisches Ratingurteil übersetzt. Dieses Urteil ist insofern wichtig, als es die Kosten für die Kreditaufnahme festlegt. Anhand der Subprime-Krise wird plausibilisiert, inwiefern die beteiligten Ratingagenturen und Kreditauskunfteien daran gescheitert sind, für eine Annäherung des Preises an den ihm zugrunde liegenden Wert der Produkte zu sorgen. Hiß und Rona-Tas greifen zur Beschreibung des Ausein-

anderfallens von Preis und Wert auf die Metapher vom „Raum des Sozialen“ zurück, der auch in kalkulative Praktiken massiv hineinspielt.

Leon Wanslebens Artikel führt die in den *Social Studies of Finance* begonnene Diskussion über die Bedeutung von Finanzmarktanalysten als „frame makers“ weiter. Ihn interessieren dabei diejenigen Sinngebungsprozesse, die in der gegenwärtig andauernden Krise als neue Elemente in finanzmarktliche Kalkulationsrahmen eingebaut werden, wie etwa Vertrauensabrisse und politische Interventionen. Analystenberichte zur griechischen Staatsschuldenkrise erlauben es, diese Prozesse kalkulativer Rahmung im Detail nachzuzeichnen. Der Begriff „kalkulative Rahmung“ stellt somit eine mögliche Antwort auf die Frage nach der Spezifik von Sinnformen an Finanzmärkten dar, indem er auf die soziale Konstruiertheit solcher Rahmungen, zugleich aber auf ihr stark eigenlogisch und eigenveranlasst ablaufendes Operieren abhebt. Ebenfalls wird deutlich, dass solche Framing-Prozesse in Wechselwirkung mit politischen Umgangsweisen mit der Schuldenkrise stehen, insofern – wie zurzeit überdeutlich sichtbar – politisches Handeln selbst in den Sog kalkulativer Rahmungen geraten kann.

Dass Finanzmärkte vor allem Preise produzieren, nimmt der Beitrag von Jürgen Schraten zum Anlass, verschiedene Sinnebenen des Preises zu analysieren. Mit Gilles Deleuze legt der Artikel den Fokus auf potenziell verzerrende Aspekte der Preisbildung bei intransparenten Risikoprodukten. Als empirische Grundlage dienen die Auswirkungen derivativer Finanzinstrumente auf die Lenkungsoptionen einer Zentralbank. Die Deutsche Bundesbank ist geldpolitisch weisungsgebunden, jedoch als Vermittlerin zwischen Geschäftsbanken und Basisgeld der EZB autonom handlungsfähig. Diese Doppelrolle wird im Selbstverständnis des ESZB als Transmissionsmechanismus der Geldpolitik beschrieben. Schraten betont, dass eine solch vermittelnd agierende Zentralbank einer Beobachtungsschwierigkeit unterliegt: Die zentralen Daten zur Steuerung ihrer Aktivität – nämlich das Risikoportfolio der Geschäftsbanken – ist für sie nur noch eingeschränkt erkenn- und beurteilbar. Erst im Zuge der Anwendung eines kurzfristigen Steuerungsmechanismus wird für die Zentralbank das Ausmaß der Finanzmarktkrise sichtbar, und sie reagiert mit einer – in diesem Fall erfolgreichen – unkonventionellen Ausweitung ihres bisherigen Instrumentariums. Das Fazit lautet, dass nur politisch durchgesetzte rechtliche Restriktionen für die Zusammensetzung von intransparenten Akteuren und Produkten am Finanzmarkt die volkswirtschaftliche Unberechenbarkeit wirkungsvoll eindämmen können.

Der Beitrag von Andreas Langenohl und Dietmar J. Wetzel schlägt eine theoretische Konzeption von Sinnformen an Finanzmärkten vor. Ausgangspunkt hierfür ist der wissenssoziologische, am Begriff des Performativen orientierte Zugang der *Social Studies of Finance*, weil er den Akzent auf die Effektivität und Folgenhaftigkeit von epistemischen Operationen legt. Hieran anknüpfend argumentieren die Autoren, dass der Finanzmarkt durch eine bestimmte Weise der Handlungskoordination geprägt ist, nämlich der Orientierung an den Folgen des Handelns Anderer. Es handelt sich beim Finanzmarkt somit um ein Musterbeispiel der Habermas’schen Konzeption systemischer Integration, was ihn sowohl von anderen Märkten, die eher als soziale Felder zu konzipieren sind, wie auch von der institutionellen Infrastruktur der Finanzwirtschaft unterscheidet. Abschließend sammeln Langenohl und Wetzel Indizien für eine vom Finanzmarkt derzeit ausgehende

„Kolonialisierung“ allerdings weniger der Lebenswelt als des politischen Systems und Diskurses.

Das Heft beschließen zwei Beiträge zu offenen Themen, die auf je eigene Art eine wissenssoziologische Perspektive verfolgen. Patrick Sachweh geht der Frage nach, ob der in der Ungleichheitssoziologie etablierte „aufklärerische Common Sense“, wonach Ungleichheitsverhältnisse auf gesellschaftliche Ursachen zurückgehen und deshalb legitimationsbedürftig sind, inzwischen in alltäglichen Ungleichheitsdeutungen der Gesellschaftsmitglieder fest verankert ist. Seine qualitative Studie zeigt, dass dies nur zum Teil der Fall ist und sich im Alltag weiterhin naturalisierende und essenzialisierende Ungleichheitsdeutungen finden, die zur Erklärung der Unvermeidbarkeit sozialer Ungleichheiten herangezogen werden. Soziologische und Alltagsdeutungen von Ungleichheiten decken sich nicht, und dies hat Folgen für die gesellschaftliche Legitimation und Delegitimation dieser Ungleichheiten. Sebastian W. D. Krauss konturiert in seinem Artikel die Theodizee-Problematik als ein originäres Phänomen der Neuzeit, das auf weitreichende gesellschaftsstrukturelle Veränderungen verweist, die sich in einem Wandel der Semantiken religiöser Weltdeutungen und Rechtfertigungslehren niederschlagen. Erst durch den Übergang zur funktionalen Differenzierung als primärer Differenzierungsform der Gesellschaft und der damit einhergehenden Ausdifferenzierung von heterogenen Wert- und Wissenssphären gerät die monotheistische christliche Religion und ihr Gottesverständnis unter Legitimationsdruck, wird die Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel in der Welt zu einem nunmehr auch philosophisch und moralisch zu bewältigenden Problem. Der Zweifel, ob der Glaube an einen allmächtigen und allgütigen Gott mit der menschlichen Vernunft oder einer universellen Moral kompatibel ist, ist in einer polykontexturalen Gesellschaft nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Er führte allerdings nicht zu einer durchdringenden Säkularisierung der modernen Gesellschaft, sondern zur Suspendierung der Allzuständigkeit Gottes und zu vielfältigen Deutungskonflikten und -kompromissen bei der Auslegung der Welt und der geschichtlichen Bestimmung des Menschen.

Hans-Peter Müller/Andreas Langenohl/Dietmar J. Wetzel/Henri Band